

Alles oder nichts – aber bitte mit Kultur

Seit geraumer Zeit ist das Wort Kultur in erstaunlich vieler Munde. Würdevoll betont zwischen kleinen Sprechpausen wird es zum Angelpunkt von „Alles oder nichts“.

Nach klassischem Verständnis bedeutet Kultur „die Gesamtheit der typischen Lebensformen einer Bevölkerung einschließlich der sie tragenden Geistesverfassung, besonders der Werteeinstellungen“¹ und beigeordnet: Urbarmachung des Bodens, Anbau und Pflege von Nutzpflanzen, künstliche Gründung eines Waldbestandes durch Saat oder Pflanzung, gezüchtete Bakterien oder Zellarten auf geeigneten Nährböden und schließlich – verfeinerte Lebensart.²

Es hat sich gelohnt, gleich einem Trüffelschwein dem allgegenwärtigen Kultwort in seinen mehr oder minder seriösen, grotesken oder tragikomischen Erscheinungsformen nachzuspüren, sei es auf dem Nährboden aktueller Tages- und Wochenzeitungen, sei es in Hörfunk- und Fernsehsendungen.

Stehende Begriffe bleiben beim Verkosten der opulenten Wortmahlzeit weitgehend unberücksichtigt. Man muss sich die gedruckten oder gesprochenen Früchte nicht nur auf der Zunge, sondern auch im Geist zergehen lassen und dabei unwillkürlich an einen Ausspruch von Paul Heyse denken:

*„Die Worte werden dir manches sagen
Verstehst du nur sie auszufragen.“³*

Wie viel es im Hinblick auf Kultur geschlagen hat, beweist allem voran ein Regensburger Firmenauto mit der Aufschrift „Kultur muss man haben“. Selbstbewusst kurvt es durch die Straßen und versorgt die Bürger mit Backwaren. Bleiben wir bei den mensch-

lichen Grundbedürfnissen. „Esskultur“ und Tischsitten finden nicht nur im profanen Alltag, sondern auch in der zeitgenössischen bildenden Kunst ihren Niederschlag, etwa, wenn Patricia Waller 1999 in der Galerie der Künstler München ihr gehäkeltes Werk „Rindfleisch und Knödel“ serviert. Was wäre das Zelebrieren von Esskultur ohne „Trink- bzw. Alkoholkultur“, die erheblich zum Tischfrieden beiträgt. Die „Kultur des Augenzwinkerns“ ist hier schon angebracht und ersetzt unauffällig das kumpelhafte Schulterklopfen.

Kultur hat eben eine Aura. Als „Alltagskultur“ bereichert sie den Alltag, verleiht sie dem Gemisch aus Vergangenheit und Gegenwart den nötigen Hautgout. Deshalb auch: kein Zuhause ohne „Wohnkultur, Sanitärkultur, neue Körperkultur und Intimkultur im Badezimmer“. Öffentliches und Privates sollen dabei wohligh miteinander verschmelzen und beübt werden. Der banalen „Werktagkultur“ steht die „Sonntagskultur“ gegenüber. Sie bildete übrigens den Mittelpunkt einer Veranstaltung der Katholischen Arbeitnehmerbewegung 1989 im Rahmen der 1250-Jahrfeier des Bistums Regensburg.

Im häuslichen Umfeld wie im Berufsleben ist die „konstruktive Gesprächs-, Diskussions- und Streitkultur“ unverzichtbar, denn sie fördert nachweislich das Potential der Familienmitglieder bzw. Mitarbeiter. Seit dem 11. September letzten Jahres dominieren in den USA Familie und Freunde über exzessiv gelebte „Fitness- und Körperkultur“. Nicht nur die Jugend bringt durch „Alternativkultur“ frischen Wind ins Haus. Im Protest wird der Traum vom guten und zugleich richtigen Leben Wirklichkeit, – ein

wenig antistädtisch und antikapitalistisch mit einem gehörigen Schuss Natürlichkeit, Demokratiebewusstsein und Selbstbestimmtheit. Die Älteren bringen ihrerseits immer wieder die „Kultur der Verantwortung“ ins Spiel und machen sich daneben stark für die „Kultur des Alterns“. Dass die „Kultur des Lebens“ und die „Kultur des Todes“ gesellschaftliche Keimzellen betreffen, wissen Jung und Alt ohnehin.

Auch „Lesekultur“, „Erlebniskultur“ und „Computerkultur“ werden hochstilisiert, gilt es doch als Handelnder oder Betroffener Kultur zu beweisen, genüsslich auszukosten und verhängnisvollen Ungereimtheiten, Risiken und Auswüchsen zuvor zu kommen.

Außerhalb der eigenen vier Wände dreht sich das Kulturkarussell munter weiter.

Da sind die Schulen mehr denn je bemüht, die „Unterrichts- und Methodenkultur“ im Schulalltag zu erneuern. „Kultur der Anstrengung und Selbständigkeit“ ist wieder gefragt. Auch die „Kultur der Anerkennung“ im Zusammenhang mit Ausländerintegration wird hier frühzeitig angebahnt. In manchen Bundesländern beklagt man bereits den „Kulturverlust“, der mit dem schleichenden Abschied von Griechisch und Latein einhergeht. Wer kommt heute noch aus ohne „Kultur des wissenschaftlich miteinander Denkens und Handelns“? Welcher Heranwachsende interessiert sich jenseits der Bildungsanstalten nicht kurz- oder längerfristig für die „Szene-Kultur“ und für „Pop-Kultur“, in der Unmut, Lebensüberdross und Sinnsuche aufgearbeitet werden wollen?

Mit Blick auf die Prozesse der „Jugendkultur“ fragt sich so mancher Außenstehende: Was kommt in ihr wann und wie zurück? – ist sie doch sowohl schnelllebig als auch rückwärtsgewandt.

Jede neue Generation beschleicht die Ahnung, dass diese unsere Welt auch ganz anders sein könnte als sie tatsächlich ist. In der „Protestkultur“ geht es dann wirklich um das Ganze; ihre Vertreter sind auffallend dynamisch und motiviert, dabei hochgradig moralisch ausgerichtet unter Hintanstellung persönlicher Interessen; erinnert sei an den Berliner Kongress „Attac Deutschland“.

Schon fallen einem weitere vagierende Begriffe ein wie „Hauptstadtkultur“ „Hauptstadtkulturvertrag“ und „Kultur-Berlin“. Beinahe hätten wir angesichts dieser schwer verdaulichen Wortbildungen auf die simple „Kultur des Kleingartens“ als Teil „bürgerlicher Stadtkultur“ vergessen, auf diese wohlgeordneten Oasen mit den Kolonien schmucker Gartenhäuschen, gestutzter Obstbäume, duftender Kräuter-, Gemüse- und Blumenbeete und den lampionfrohen Sommerabenden.

Auf dem glatten Parkett der Arbeitswelt preisen mächtige Industriekonzerne nicht nur die smarte „Managerkultur“, sondern die „Kultur der Vielfalt“ insgesamt. Richtig verstandene „Unternehmenskultur“ ist eo ipso gefeit vor großen Risiken. Sogar eine „Kultur der langen Arbeitstage“ wird – bevorzugt von Möchtegernern – aus dem Gefühl heraus gehätschelt, wichtig zu sein und unverzichtbar zu bleiben.

Weit zurück liegen die Zeiten, als „Industriekultur“ sich weitgehend in monotonen Handgriffen erschöpfte und man Gefahr lief, das Denken zu verlieren.

„Politische Kultur“, „Kultur der öffentlichen Debatte“ und „Kultur des Rücktritts“ versprechen Notwendende Realität zu werden, auf dass die „demokratische Kultur der Gesellschaft“ sich weiterentwickle.

Wenngleich böse Zungen mit Seitenblick auf die Presse sogar dann und wann von einer „Kultur des Schmierens“ reden, muss doch dagegen gehalten werden, dass sie in ihrer Bestform global für eine neue „Kultur der Menschlichkeit“ eintritt und die Zeitgenossen aufrüttelt, Sorge für einander zu tragen.

Die Vergabe des Friedensnobelpreises wiederum würdigt und beschleunigt Personen und Vorgänge, die der „Kultur des Friedens“ dienen.

Während „Kibbuzkultur“ zur Egalisierung beiträgt, zielt die „Kultur des Erinnerns“ – etwa in Zusammenhang mit der neuen Nutzung des Reichsparteitagsgeländes in Nürnberg – auf Vergangenheitsbewältigung und ein friedvolles Miteinander.

Beinahe nahtlos geht der Begriff „Kultur des Erinnerns“ über in den weiten Bereich der „Kultur des

von einander Lernens“, der nicht zuletzt das deutsche Gesundheitswesen meint.

Kommunikation bleibt das große Zauberwort der Kultur.

Wie ist das eigentlich mit der „Briefkultur“? Sie hat gewiss gegenüber früher an Bedeutung verloren, als sie noch den privaten Austausch von Gefühlen, Gedanken und Informationen ermöglichte. Nicht ohne Hintergrund erstellte der Aktionskünstler H. A. Schult durch die Hausverkleidung des ehemaligen Postfuhrantes in Berlin so etwas wie ein Mausoleum für die Briefkultur, indem er das Gebäude innen und außen zum Loveletter-Building umfunktionierte. Wenn Briefe allerdings tödliche Zeichen setzen, ist es nicht nur um die „Briefkultur“ geschehen, sondern um die Kultur schlechthin.

Auch die eher bescheidene „Kultur der Neujahrs- und Weihnachtskarte“, die seit 1872 die Phantasie von Künstlern und Designern beflügelt hat, driftet allmählich aus dem modernen Kommunikationsnetz.

Inmitten eines hochkarätigen Spezialistentums und zunehmender Durchdringung aller Ebenen behauptet sich eine Spezies, bei uns Herr und Frau X/Y, in England „Virtuosi“ genannt, die unverblümt der „Kultur der vielseitigen Liebhaber“ frönt. Wer dieser Gattung angehört – und das dürfte in irgendwo ein jeder sein – weiß, dass er nur dann etwas gilt, wenn er vielseitig, verständlich und witzig über kluge Dinge reden kann und den Worten angemessene Taten folgen. Als „Dilettant der Kultur“ beweist er Mut zur

Lücke, bleibt nicht nur einer Disziplin verhaftet, sondern tummelt sich munter auch in Nachbardisziplinen; er ist wendig genug, sich in fremden Bereichen sogleich heimisch zu fühlen, kennt keine Hemmschwellen und – sofern er stolpert, bleibt er doch immer auf den Beinen. Er reagiert stets souverän und hortet auf diese Weise Punkte.

Angesichts des üppigen Kultur-Banketts fragt sich nur noch: Wo hört Kultur auf und wo fängt Unkultur an? Vielleicht dort, wo Kultur nicht mehr genutzt, sondern zu niederen Zwecken benutzt und damit abgewertet wird. Das Wort Kultur mag früher oder später in den Hintergrund treten, wenn es abgegriffen und nach verschiedenen Richtungen hin ausgereizt und vermarktet ist. Seine quellfrischen Inhalte werden auch in Zukunft – zumindest latent – wirksam bleiben, weil sie Teil der menschlichen Natur und Existenz sind.

Es gilt: Alles oder nichts – aber bitte mit Kultur!

Anmerkungen

- 1 W. E. MÜHLMANN, in: Brockhaus Enzyklopädie, Bd. 10, Wiesbaden 1970, S. 733.
- 2 Vgl. Brockhaus Enzyklopädie, Bd. 24, Bildwörterbuch der deutschen Sprache, Wiesbaden 1976, S. 391.
- 3 Vgl. Leo KRELL: Deutsche Sprachschule, München 1948, S. 366.